

# Die Post

Autor(en): **Moser, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **3 (1899)**

Heft 3

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571899>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Die Post.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Skizze aus der Großstadt von Heinrich Moser, Zürich.

Mit zehn Originalillustrationen von Hans Meier-Cassel in Starnberg.

Und des Hornes heller Ton  
Klang vom Berge wieder.

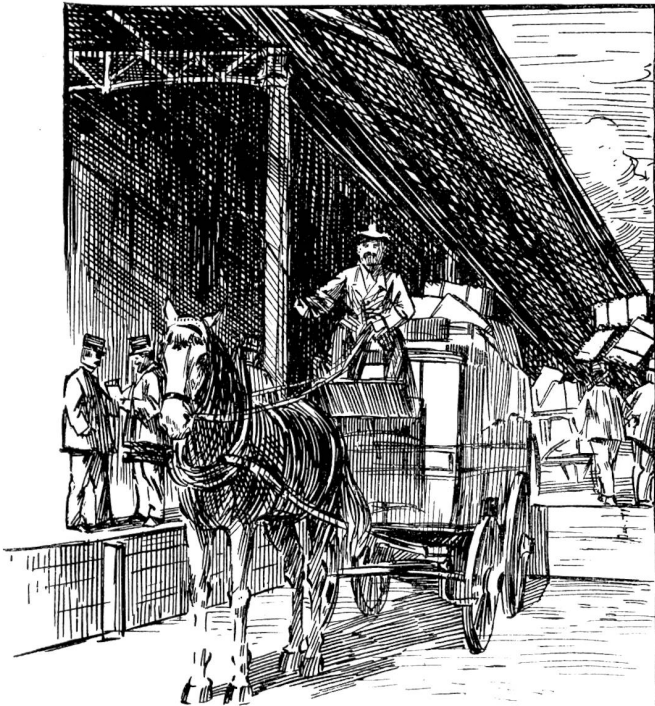
Weiter ging's durch Feld und Hag  
Mit verhängtem Zügel;  
Lang mir noch im Ohre lag  
Jener Klang vom Hügel.

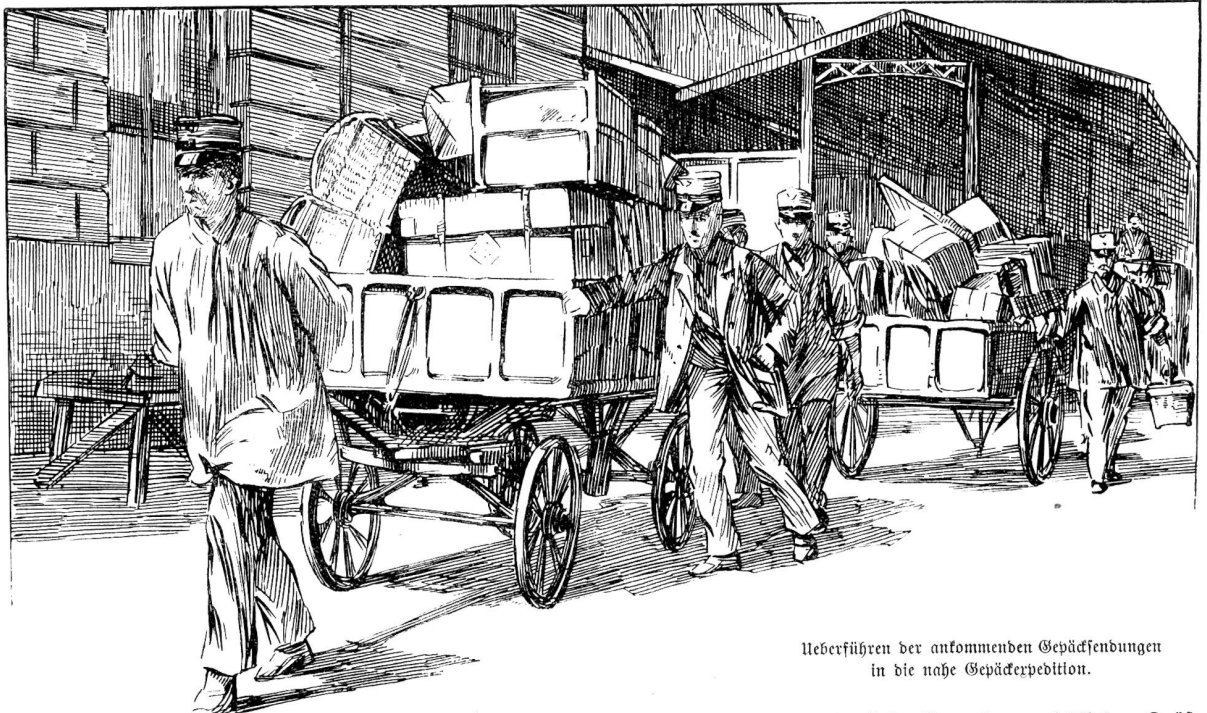
Nun ist er längst verweht, der Ton des wander-  
frohen Posthorns. Denn sie sind verraucht,  
die Tage der Romantik, da der Schwager hoch auf

dem Boocke thronte und selbstbewußt die quiekende Postkutsche durch die blühenden Wunder des Frühlings, den Sommerjungenbrand oder nächstens durch die graue Herbstlandschaft und die unwirschigen Schneewirbel lenkte. Sie humpelte mit der gemächlichen Giltfertigkeit der guten alten Tage unserer Väter die holperige Landstraße entlang über Berg und Thal. Und war Schwager in guter Laune, so blies er wohl sein Liebling: „Nun ruhen alle Wälder“ über seine Säule hin, daß sie stolz die Wädhnen warfen und die Ohren gierig nach dem wohlbekannten Tone reckten. Einen Augenblick standen dann auch die Dörfster müßig unter der Thüre oder am Stacket und lauschten der Weise, bis sie zwischen den Dorfsgassen und Baumkronen zerrann.

Drinne aber saßen, gepfercht wie Heringe, der gestrenge Herr Oberamtmann und die schmachlockige Frau Stadtrat, der joviale Landpfarrer mit seiner spitzen, lebendigen Gardinenpredigt, der grobstichige Oberst und der ewig kalkulierende Kaufmann, der gelehrte Forscher neben dem feierlichen Staatsmann, der geschmeidige Scholar und der bäuerische Statthalter, der schweißriechende Pilger neben dem Löwenmähnigen Künstler. Im Sommer gesellten sich diesen lokalen Stammgästen der Diligence wohl auch etliche semmelblonde Kinder Albions und ein sporadischer Alpentourist aus Germaniens Gauen.

Damals befuhr die Post höchstens die allerwichtigsten Verkehrsplätze täglich, während alle die übrigen Routen sich wöchentlich mit ein- oder zweimaliger Postverbindung,





Ueberführen der ankommenden Gepäcksendungen  
in die nahe Gepäckexpedition.

die Seitenthäler gar mit nur ganz gelegentlichem Botendienst begnügen mußten. Welch ein gewaltiger Unterschied gegen heute, da die wichtigsten unserer Handelsstädte, wie z. B. Zürich, täglich dreißig und mehr Postzüge ankommen und ebenso viele wieder abgehen sehen!

Wir modernen Menschen, die Erfinder der Eisenbahnen und Telegraphen, die beide Diener und Auftragsgeber der Post zugleich geworden sind, vermögen uns kaum mehr in die Gemüthlichkeit und Genügsamkeit der Postkutschentage zurück zu versetzen. Die drei haben nicht nur dem Handel eine nie gekannte Ausdehnung und Verdichtung gegeben, sondern auch unendlich viel beigetragen zur Entwicklung des modernen differenzierten Verständnisses des ganzen Lebens und der gesamten Naturvorgänge. Sie sind dadurch Kulturträger von immenser Wichtigkeit geworden, und es liegt in ihnen

latent eine so eindringliche Energie menschlicher Kräfte, physischer und psychischer, daß ihre Vernichtung, wenn sie überhaupt möglich wäre, gleich käme einem Zurückschrauben des heutigen Kulturzustandes um Jahrhunderte.

Und doch — wie glücklich waren die Menschen der Postkutschentage! Der Geier des Depeschenhungers fraß noch nicht an ihren Nerven. Ihr Empfinden war einfach, auf das Nächste gerichtet und noch wesentlich durch das Individuelle bedingt und bestimmt; das unsre dagegen ist kompliziert und potenziert. So steht der Grad der Entwicklung des Nachrichtenverkehrs in einer gewissen Wechselbeziehung zur geistigen Physiognomie einer Zeit.

Schon das Altertum kannte eine Art Post, den Botenverkehr; aber die Pharaone des Nillandes sowohl, wie die asiatischen Despoten Semiramis und



Im Hofe des neuen Postgebäudes in Zürich:  
Ausladen der Briefsäcke.

Kyros, die Staatsmänner Griechenlands, wie die Cäsare Roms, sie alle gebrauchten diese von ihnen geschaffene mehr oder minder ausgebildete Institution des Nachrichtendienstes sozusagen ausschließlich zu Staatszwecken; sie war ihnen ein Mittel ihrer Macht. Durch die Evolutionen der Völkerwanderung brutal hinweggefegt, erstand sie im Mittelalter zu neuem Leben; allein sie diente auch hier nur als Vermittlerin des Gedankenaustausches zwischen den Zugehörigen gewisser, scharf abgegrenzter Stände: die Universitätsboten den Professoren und Studenten, die Mönchsboten den Klöstern

und die Hansapost der ausgedehnten Handelsgilde Deutschlands und Italiens. Freilich redete auch beinahe kein anderes als das gelehrte oder merkantile Bedürfnis für sie, da mit Ausnahme der Studenten, Mönche und der großen, die Messen befahrenden Kaufleute nur sehr wenige des Schreibens kundig waren.

Staatsregal wurde die Post erst spät, in den meisten Staaten Europas im Laufe der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Selbst als die Bedürfnisse wuchsen, und ein dem Allgemeinen zugänglicher Postdienst zur Notwendigkeit wurde, blieb das Postwesen immer noch



Muschitten der Briefsäcke.

entweder Privatunternehmen oder von den Regierungen bevorzugten Geschlechtern überlassenes Monopol. Den Gedanken, sie zu verstaatlichen, verwirklichte auf unserm Boden zum ersten Male die auch hierin weitausschauende Helvetik. Bis dahin beglückte sich jeder Ort mit einem eigenen Postwesen, und statt daß man sich dabei, so viel die Verhältnisse es erlaubten, in die Hände arbeitete, hikanierte man sich gegenseitig von Grenze zu Grenze durch einen wahren Rattenkönig von Tartarisen.

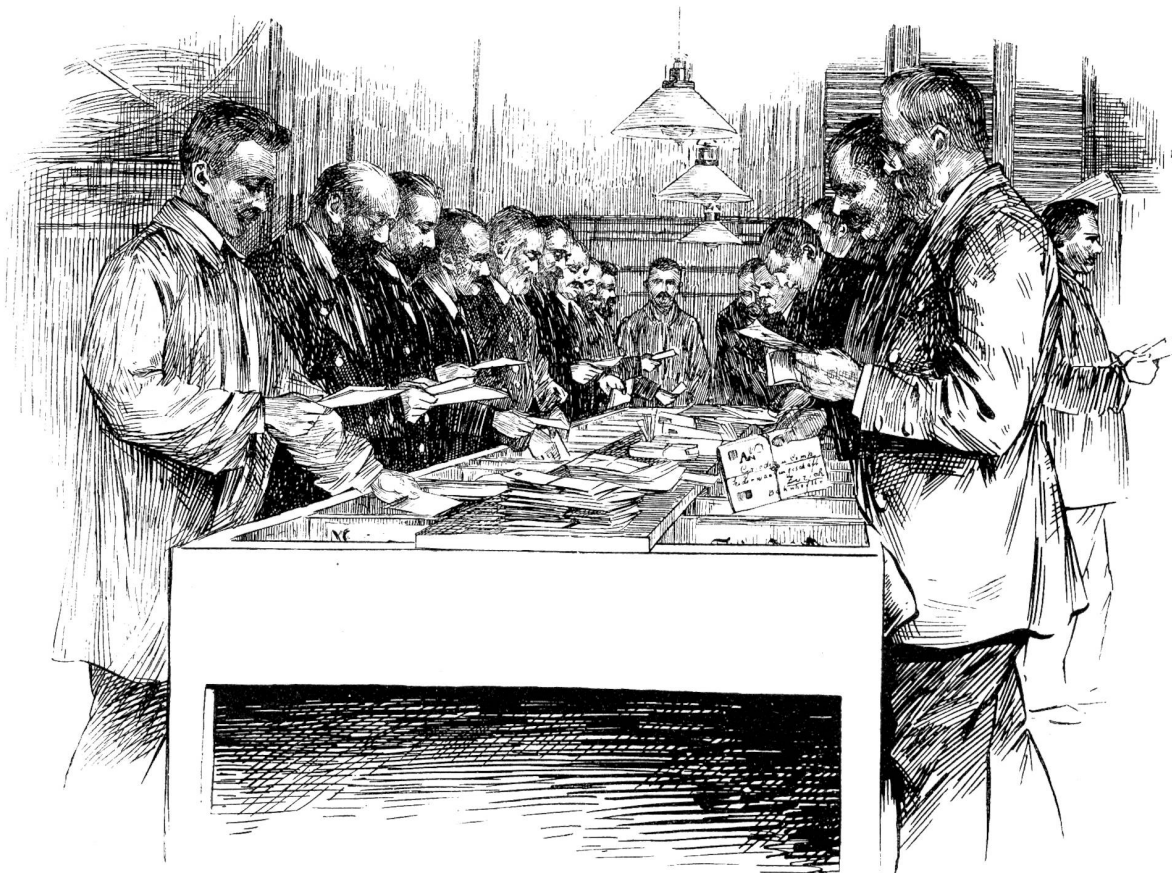
Am 3. September 1798 erhoben jedoch die Räte das Postwesen durch einen Beschluß zum Staatsregal der einen und unteilbaren Republik. Ein Gesetz vom 16. November desselben Jahres unterstellte es

einer von der Regierung eingesetzten Verwaltung, stellte einen für das ganze Land einheitlichen Tarentarif auf und schuf eine Zentralverwaltung mit Sitz im Hauptort und Kreisverwaltungen in Basel, Zürich, St. Gallen, Schaffhausen; zudem enthielt es Vorschriften über das Postregal, die Haftpflicht, die Zwangswertdeklaration, die Wahrung des Postgeheimnisses, die Fahrtaxen für Reisende und die Portofreiheit. Es könnte somit die eidgenössische Post heute ihre Zentenarfeier begehen, wenn der Sturz der Helvetik nicht auch dieser so vernünftig angelegten und so wohlthätig wirkenden Institution sozialpolitischen Charakters ein jähes Ende auf lange hin bereitet hätte.

Am 10. März 1803 wurden dann die helvetischen Postangestellten wieder entlassen, schicklicher Weise mit einem Gehaltplus zwar als Entschädigung, der einem zwiefachen Monatslohn gleichkam. Am 2. August wurde der ersten Staatspost legislativ engiltig zu Grabe geläutet, und „das alte Chaos kehrte wieder.“

Bis 1849 bestanden nun abermals in unserm Lande statt der einen fünfzehn selbständige Postverwaltungen nebeneinander, wobei, um die Verwirrung aufs höchste zu steigern, wieder jeder Kanton mit dem Auslande und den Nachbarkantonen von sich aus Verträge abschloß.

Auf dieser Musterkarte von Postverwaltungen in Duodezformat herrschte hinsichtlich der Taxenansätze fast völlige Anarchie, die Ungeheuerlichkeiten zeitigte. Hin- und Herweg z. B. forderten nicht immer die nämliche Taxe: in Appenzell zahlte man für einen Brief nach Bivis 30 Rappen, umgekehrt 45; von Aarau nach Bern 10 und vice versa 15 Rappen. Die Fahrtaxen richteten sich auch nicht, wie heute für alle gerecht, nach Entfernungsstufen, sondern wurden für jede wichtige Ortschaft oder verkehrsreiche Gegend wieder nach besondern Ansätzen berechnet.



Am Sortiertisch: Ordnen der Briefe nach den einzelnen Postbezirken der Stadt Zürich.

All diese Uebelstände wollte die Verfassung von 1848 abstellen, indem sie die Post wieder zum eidgenössischen Staatsregal erklärte, und folgenden Jahres erwachte denn auch die ehemalige helvetische Landespost wirklich zu frischem, gesundem Leben.

Und wie rasch wuchs sich die neue Einrichtung zu einem der wichtigsten und unentbehrlichsten Faktoren unseres ganzen kulturellen Lebens aus! Eine Verbesserung, eine Bequemlichkeit folgte der andern. Eisenbahnen lösten die Postkutsche ab, und der Telegraph überflog im Nachrichtendienst selbst jene. Wenn die alte Post nach der Devise: „Ich komme auch!“ durchs Land schlich, so ist der Grundsatz der neuen: „So schnell wie möglich!“

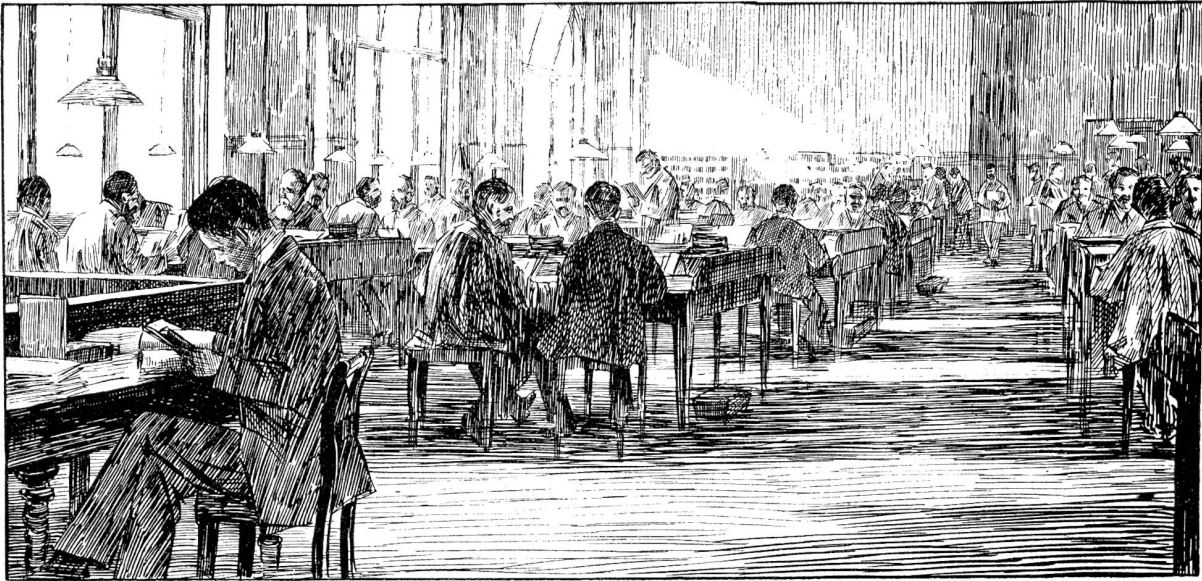
Die Verstaatlichung des Postwesens selbst mögen einige Zahlen über die Entwicklung, die es genommen, rechtfertigen.

Im Laufe der Jahre 1851 bis 1891 stieg die Zahl der schweizerischen Poststellen von 1490 auf 3213, die der Postangestellten von 2821 auf 7153, die der beförderten Briefe von 16 auf 80 Millionen, die der Zeitungen gar von 7 $\frac{1}{2}$  auf 82 Millionen. Vollends durch den Geldanweisungsverkehr wuchs die Post für unser wirtschaftliches Leben zu einer Bedeutung aus, wie es die Schöpfer der Institution kaum je werden geahnt haben. Das Jahr 1862 war das erste mit Geldanweisungsverkehr. Der Umsatz belief sich damals auf



Verladen der Postsachen in den Postfourgon nach Ankunft der Schnellzüge im Hauptbahnhof Zürich.

Originalzeichnung nach der Natur von Hans Meyer-Cassel.



Blick in einen Briefträgeraal.

rund 12,600,000 Franken, im Jahre 1891 dagegen auf 855,667,000 Franken und hat seither wiederum von Jahr zu Jahr zugenommen.

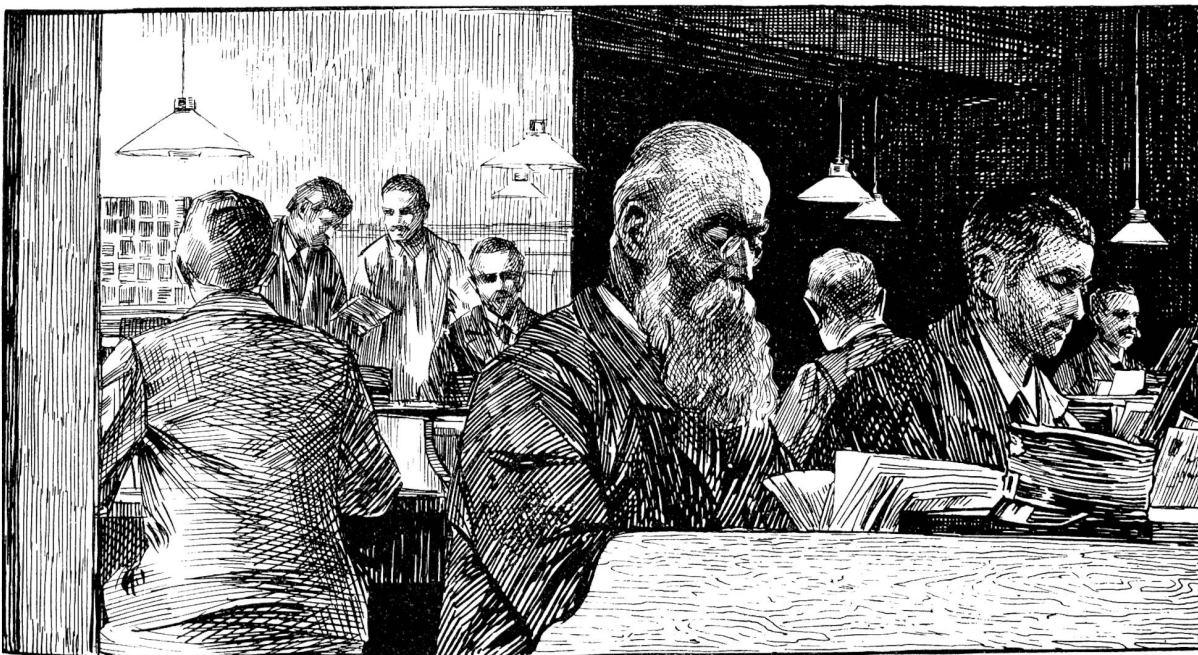
Das schweizerische Postwesen gehört zu den am besten entwickelten der ganzen Welt. Mit der Zahl der Poststellen steht es im Verhältnis zum Territorium im ersten, im Verhältnis zur Einwohnerzahl im zweiten Rang, und in seinem Brief- und Postkartenverkehr wird es nur von Großbritannien und der Union übertroffen.

Sind diese Zahlen nicht ein sprechender Beweis für den hohen Grad der Entwicklung unseres Handels und der gesteigerten intellektuellen Bedürfnisse des Schweizervolkes?

Versuchen wir einen Blick zu thun in das postalische Getriebe einer Großstadt mit dem immensen Verkehr, wie ihn Zürich aufweist.

\* \* \*

Ein trüber Novemberabend. Es geht gegen 11 Uhr. In den Straßen qualmt der Nebel, der große Phantast, der alle Umrisse ins Groteske verwischt. Die Laternen schwelen und werfen zitternde Lichter durch das sterbende Sommergrün der Linden auf das feuchte Pflaster. Der weite Bahnhofplatz liegt verödet; nur ab und zu huscht ein verspäteter Nachtwanderer unter den Bäumen durch in eine Seitengasse, wo sich der taktmäßige Aufschlag seiner Schritte mählich verliert. An den erleuchteten



Einzelstudie aus einem Briefträgeraal.

Fenstern der Restaurants tauchen Schatten auf und verschwinden, und gedämpfter Laut dringt heraus. Ein Pärchen steht am Bassin des Escherbrunnens und tuschelt. Drüben stürzt der Strom übers Wehr und singt sein ewiges Wanderlied. — Sonst alles still . . .

Jetzt ein Knarren und Rasseln, ein scharfer Peitschenknall, und plötzlich ist Leben und Bewegung! Die Hotelwagen, in denen das Lampenlicht über weiche Polster fließt, kommen angefahren. Ein, zwei gelbe Postfourgons biegen um den Bahnhof in den an der Museumsstraße liegenden Hof ein, daß der Kies aufschreit. Die Fuhrwerke erwarten den letzten Nachtzug. Von Basel, Neuenburg und Genf wird er Reisende die Menge, Gepäck und Brieffendungen bringen, Arbeit für hundert Hände.

Wir treten in die Halle fünf Minuten vor elf. Die Meldeglocke schlägt gellend an. Durch den Nebeldunst leuchten von jenseits der Söhl herüber drei glühende Glosaugen, mit jeder Sekunde wachsend. Ein schriller Pfiff durchschüttert die Luft, langgezogen, als wollte sich Einer im Jauchzen totschreien, und leuchend, gleich einem müdgebeizten Schlachtroß, jauchzt der Zug herein. Ein Ruck, ein Stoß, und plötzlich steht er still wie unterm harten Griff des Kosaken der Kenner. Die Wagen öffnen sich, und hundertsältig strömt das Leben heraus, springt über die Treppen und zappelt und trippelt den Perron entlang einem Ziele, dem Ausgang, hastend entgegen, als läge draußen auf dem Platze, auf alle wartend, das Glück.

Indessen haben auf der andern Seite des Zuges die zwei-

und vierrädrigen Transportkarren der Post angelegt. Ein kurzes Wort des Grußes und der geschäftlichen Verständigung zwischen den Beamten und schon kommt das Gepäck Stück für Stück aus dem hellerleuchteten Innern des Wagens herausgeflogen. Der Packer fängt, laut abzählend, mit sicherer Hand eines nach dem andern auf und wirft sie in schwingendem Rhythmus an die Stelle, die er einem jeden, nach Form und Gewicht schnellen Blickes abwägend, zugemessen hat. Die Pakete, oft vier- und fünfhundert an der Zahl, wachsen zum Turme an. Jetzt liegen die Colli glücklich übereinander geschichtet, wie auf dem Erntewagen die Garben; der Packer springt von seinem Behikel und stößt es kräftigen Armes der Halle für Postgepäck zu, wo das Transitgepäck Stück für Stück nach Routen sortiert wird, damit man es folgenden Tages rasch in die ersten abgehenden Postzüge verladen kann. Die für Zürich selbst bestimmten Colli dagegen müssen in das Gepäckbureau an der nahen Beatengasse verbracht werden.

Inzwischen bergen andere Beamte die Bündel von Postsäcken, welche die Zeitungen und Brieffschaften enthalten, in ihren kleinern Karren und führen sie dem Fourgon zu, der draußen an der Rampe, die Thüren der Hinterseite weit aufgeklappt, geduldig harret. Die Säcke verschwinden im gähnenden Hohl des Wagens, die Thüren werden zugeschlagen und sicher verschlossen, und fort geht es durch Nacht und Nebel die schweigsame Lindenallee hinauf dem neuen Postgebäude am See zu.

(Schluß folgt).

## Das Märchen vom verlorenen Schlaf.

Von Isabelle Kaiser, Beckenried.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Prinz Milo hatte den Schlaf verloren. Der ganze Hof war zum Wachen verurteilt. Die Nacht trat nie mehr über die Schwelle des Palastes, der Tag erlitt künstliche Verlängerung. Die den geschlossenen Lüden so wohlthuende Finsternis wurde durch eine Lichtflut verdrängt. Die hohen, von purpurner Seide überhängten Fenster ließen keinen Strahl durchschimmern: die Dämmerung und die Morgenröthe waren unbekannte Erscheinungen am Hofe des Prinzen Milo.

Sein Leben war ein Fest. Pfeifer und Tambourinschläger zogen durch die Hallen, die Harfen und Violinen jubelten aus allen goldenen Winkeln; so viele Vögel sangen im Wintergarten, daß es war, als ob die Blumen zwitscherten, und die Bengalsinken und die Nachtigallen lichtgeblendet, hatten den Schlaf verlernt. Jeden Morgen lasen die Diener Vogelleichen auf; singend waren die kleinen Geschöpfchen der Müdigkeit erlegen.

Und der ganze Hof glich diesen Vögeln.

Wenn die andern Sterblichen schlafen gingen, begann der Ball seinen tollen Reigen. Schlafen! der Schlaf

erschien allen Höflingen ungemein kleinbürgerlich, seitdem Prinz Milo ihn nicht mehr zu kennen geruhte.

Der Schlaf war fortan eine gestürzte Größe: der Minister der Ruhe war in Ungnade gefallen, und niemand verlangte mehr Audienz bei ihm. Wenigstens nicht öffentlich. Denn die Unglücklichen, von Vergnügungen Gesättigten, von Gastmählern Ermüdeten, lechzten nach dem Schlaf wie der dürstende Hirsch nach dem sprudelnden Quell.

Aber der Prinz verlangte, daß keiner fehle im festlichen Reigen. Die Frauen, bleich, mit matten Augen, wankend, tanzten wie Marionetten; die Müden erwachten jäh beim Verstummen der Musik. Die Diplomaten nahmen tiefsinnige Stellungen an, die Stirn in den Händen vergraben, und verloren sich in unendlichen Betrachtungen. Die Ehrendamen verbargen ihre Augen hinter den aufgeschlagenen Fächern, alle versielen in Konnenhaltungen, mit sitzsam gefenkten Lüden. Alle List der Weiber wurde aufs Spiel gesetzt, um nicht die Liebe, sondern den Schlaf im Schach zu halten. Man